Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 112 (1986)
Heft: 12

Artikel: Das Schweigen
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-602729

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Schweigen

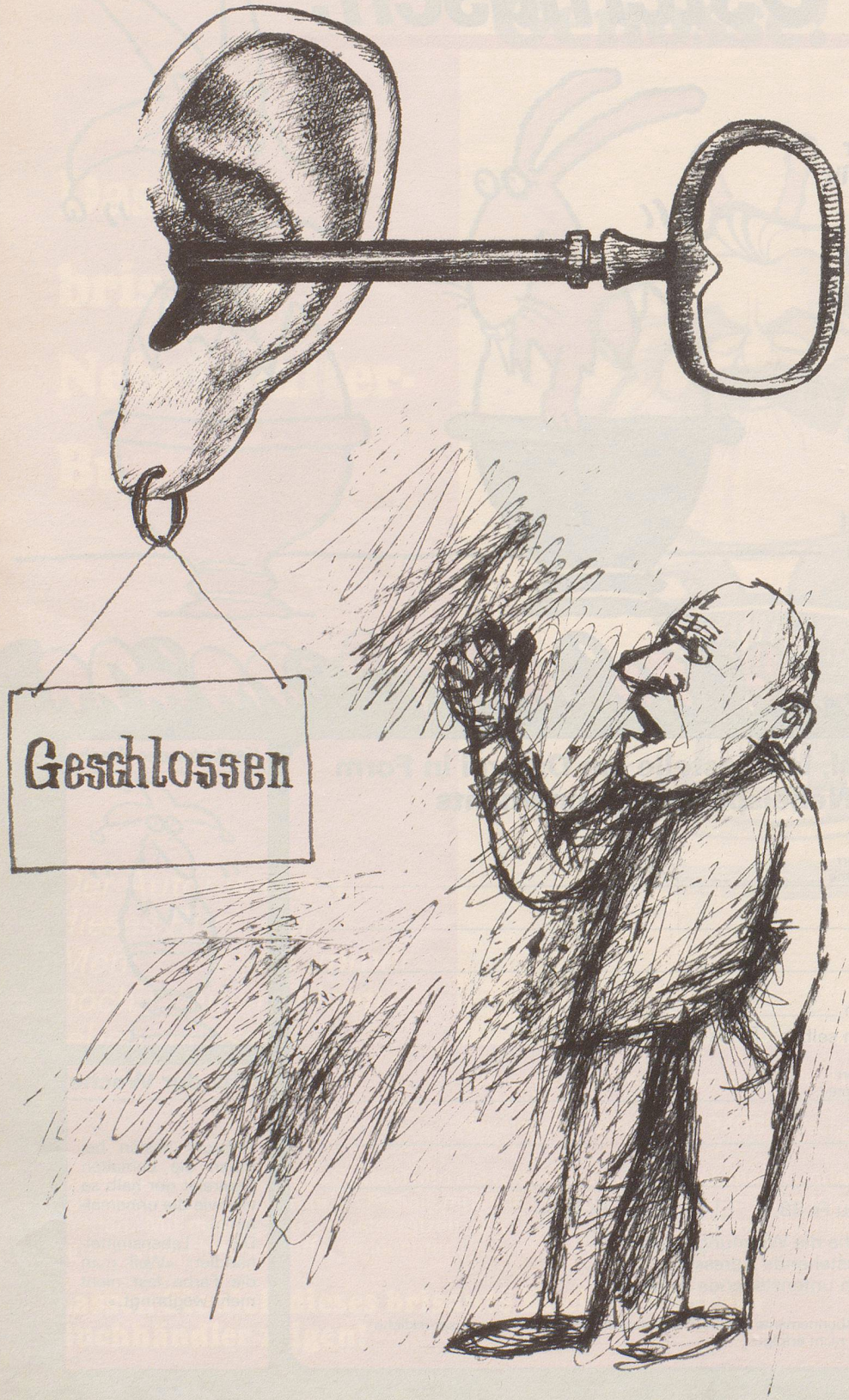

Illustration: Barth

In der Nacht war ein schwerer Sturm über die Stadt hinweggefegt; er hatte das Gerümpel auf den Balkonen tüchtig durcheinander gewirbelt, Ziegel von den Dächern geblasen und Bäume umgerissen. Ein Sturm also, wie er nur alle paar Jahre die Stadt heimsuchte.

Als Paula Helfenstein am Morgen den Rolladen hochzog, entdeckte sie mit Schrecken die

Von René Regenass

Verwüstungen auf der Terrasse, die sie so liebevoll hergerichtet und geschmückt hatte.

Doch sie war sich noch immer nicht über das Ausmass der Verheerungen im klaren, die der Wind vor allem angerichtet hatte. Erst als sie die Feuerwehr hörte, das durchdringende Signalhorn auch des Krankenwagens, dämmerte ihr, was sich in der Nacht ereignet haben musste. Sie rief durch die Wohnung nach ihrem Mann, doch der schien weggegangen zu sein.

Werner machte jeden Morgen einen Spaziergang durch das Quartier; es war also nichts Aussergewöhnliches, dass er nicht da war. Dennoch war Paula erstaunt, fast ein wenig verärgert: Wie konnte er weggehen, wenn auf der Terrasse alles durcheinander lag, die Blumen umgestürzt, einige Töpfe zerschlagen und die Erde verstreut!

Paula zog sich an, ging in die Küche und bereitete das Frühstück, wie immer. Sie hatte gerade den ersten Schluck Kaffee getrunken, als Werner erschien.

Das musst du dir ansehen, sagte er ohne Gruss, die Strassen sehen aus, als hätte die Müllabfuhr ihre Wagen ausgeleert, überall Dreck, Ziegelsplitter und Glasscherben. Und einige können ihr Auto gleich abschleppen lassen.

So, so, sagte Paula; weiter nichts.

Ja hast du denn nicht hinausgeschaut?

Doch, das habe ich, und auch gesehen, wie die Terrasse zugerichtet ist.

Verlegen setzte sich Werner, brummte etwas Unverständliches.

Was meinst du? fragte Paula.

Wieder murmelte Werner etwas, das sie nicht verstand.

Wie bitte?

Du solltest deine Ohren putzen.

Was soll ich?

Herrgott, hörst du nicht?

Du redest so leise und undeutlich.

Und in der Nacht? Das hat getobt und geheult ...

Ach so. Nein, ich hab' tief geschlafen.

Früher bist du wegen jeder Kleinigkeit wachgeworden und hast mich geweckt.

Was sagst du?

Sag mal, zum Teufel, hörst du nicht mehr gut oder willst du mich nicht verstehen?

Weder das eine noch das andere, vielleicht bin ich noch gar nicht richtig wach.

Einige Tage später traf Paula in der Stadt eine Bekannte.

Wie geht es dir, wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen, sagte die Bekannte.

Jetzt fiel Paula auf, dass sie Mühe hatte, die Bekannte zu verstehen; es kam ihr vor, als würde sie lispeln, ganze Wörter verschlucken. Im weiteren Verlauf des Gesprächs machte Paula die Beobachtung, dass sie angestrengt auf die Lippen der Bekannten blickte, sozusagen ihr die Wörter vom Mund ablas.

Das ging so lange gut, als bloss Alltägliches geredet wurde. Sobald aber etwas Bestimmtes zur Sprache kam, musste Paula nachfragen.

Was ist denn mit dir los, sagte die Bekannte ungeduldig, hörst du nicht mehr gut?

Je länger, um so deutlicher wurde, dass Paula tatsächlich nicht mehr gut hörte. Mit wem sie auch sprach, sie vernahm meist nur ein verschwommenes Gemurmel, die Autos huschten fast lautlos an ihr vorbei, die Strassenbahn schien zu schweben, so leise glitt sie vorüber.

Und was ihr auch noch auffiel: Sie regte sich überhaupt nicht auf, nahm es nicht nur gelassen hin, dass sie vieles nicht mehr verstand, sondern war geradezu froh darüber. Es war wunderbar, wie sich die Ohren verschlossen, so manches von ihr fernhielten. Einfach herrlich, den Strassenlärm nicht mehr erdulden zu müssen, das laute Radio des Nachbarn, die furchtbaren Presslufthämmer, die das Quartier erschütterten. Und da war noch etwas: Sie brauchte ihrem Mann gar nicht mehr zuzuhören.

Seit die beiden Kinder aus dem Haus waren und Werner nicht mehr zur Arbeit musste, hatten die kleinen Streitereien zugenommen. Werner war unzufrieden, wusste mit sich und dem Tag nichts anzufangen, strich missmutig in der Wohnung umher und nörgelte an allem; oder er verschwand auf seine Spaziergänge, die oft genug bei Kollegen im Wirtshaus endeten.

Sie hatte in letzter Zeit auch bemerkt, dass sie einander eigentlich nichts zu sagen hatten, eine grosse Leere breitete sich zwischen ihnen aus. Wie froh wäre sie gewesen, Werner hätte geschwiegen, statt ständig belangloses Zeug zu reden oder den Fernseher einzuschalten und jede Sendung mit unnötigen Zwischenbemerkungen zu unterbrechen.

War er denn schon immer so? fragte sie sich. Dass sie das bisher nicht gestört hatte ... Gut, sie hatte gewusst, dass Werner nicht gerade eine Leuchte war, das hatten ihr schon die Eltern gesagt, bevor sie Werner heiratete. Er sieht gewiss gut aus, dein Verlobter, hatte die Mutter festgestellt, aber reicht das für eine Ehe, ein ganzes Leben?

Natürlich hatte sich Paula nicht darum geschert, was die Mutter und auch hin und wieder der Vater gegen eine dauernde Verbindung einzuwenden hatten.

Und allen Unkenrufen zum Trotz hielt die Ehe, Paula und Werner brachten schlecht und recht die Jahre hinter sich, die Kinder hielten die Familie zusammen. Mit zunehmendem Alter nervte sie jedoch die simple Art ihres Gatten mehr und mehr, sie schämte sich, wenn sie auf Besuch waren oder an einer Veranstaltung. Werner benahm sich wirklich daneben, wusste nichts Gescheites zu sagen, verblüffte die Leute mit seinen unangebrachten Anzüglichkeiten und dem Geplapper.

Werner störte das nicht; er kehrte den Spiess einfach um und beschuldigte seine Frau. Du willst immer klüger sein als die andern, sagte er, red doch einmal, wie dir der Schnabel gewachsen ist.

Er konnte vor allem nicht leiden, dass Paula gerne und viel las. Jedesmal, wenn sie ein Buch hervorholte, begann er sie zu schikanieren. Dabei ging er sehr raffiniert vor. Er tat so, als suche er etwas, streunte durch die Wohnung, rief dann aus der Küche oder einem andern Zimmer, bis Paula schliesslich aufstand.

Noch eine andere Quälerei hielt er bereit, die weit schlimmer war: Er begann zu singen, lauthals. Nach kurzer Zeit vermochte sie sich nicht mehr auf das Buch zu konzentrieren, legte es weg.

Sie hatte oft versucht, ihn schonend auf diese Unart hinzuweisen, doch er stellte sich taub. Ich bin eben eine Frohnatur, sagte er etwa, oder: Ich muss mich doch mit irgend etwas beschäftigen, wenn du dich zurückziehst.

Es gab Augenblicke, wo sie sich wünschte, wieder allein zu leben. Sie stellte sich vor, wie schön das wäre, ohne diese dauernden Nörgeleien und Sticheleien. Aber dafür war sie nun zu alt; sie musste wohl oder übel ausharren.

Nun kommt dir gewissermassen das Schicksal zu Hilfe; so sagte sie sich, obschon sie diesen Gedanken als Lästerung empfand und am liebsten unterdrückt hätte. Der Gehörschaden gab ihr die verlorene Ruhe wieder zurück; sollte doch ihr Mann sie rufen oder singen, banales Zeug daherschwatzen – sie brauchte das nicht mehr zu kümmern. Eine wundervolle Stille umgab sie, ein Schweigen, das nicht einmal mit einem Vermögen hätte aufgewogen werden können.

Doch sie hatte nicht mit der Umwelt gerechnet, nicht mit den Bekannten und Verwandten, nicht mit den Kindern und der Hartnäckigkeit ihres Mannes.

So geht das nicht weiter, hatte Werner eines Tages gesagt, nein, geschrien hatte er, damit sie ihn ja verstünde.

Und ihre Tochter sagte das gleiche, mit andern Worten: Du musst unbedingt zum Arzt und dir einen Hörapparat anschaffen.

Sie sträubte sich. Warum, sagte sie, warum soll ich einen Hörapparat tragen, mir ist wohl so.

Aber uns, den andern nicht, hatte der Sohn geantwortet, man kann ja mit dir nicht mehr vernünftig reden. Und Werner doppelte nach: Ich komme mir vor wie im Zoologischen Garten; ich könnte genausogut mit den Affen reden.

Da platzte Paula der Kragen: Erstens will ich mit niemandem reden, zweitens muss auch niemand mit mir; und zu Werner gewandt sagte sie: Dann geh doch zu deinen Affen, vielleicht haben die eine Freude, wenn du kommst.

Es nützte nichts. Beim nächsten Besuch legte der Sohn ihr einen Zettel auf den Tisch. Er hatte sie beim Arzt angemeldet.

Sie wehrte sich nicht, der Druck war ihr zu gross geworden, für einen erfolgreichen Widerstand fehlten ihr die Kräfte. Sie tröstete sich damit, dass sie den Hörapparat auch abschalten könnte, wenn sie ihre Ruhe haben wollte.

Allerdings: so willfährig, wie es ihr Mann und die Kinder sich wünschten und von ihr verlangten, wollte sie doch nicht sein.

Der Arzt stellte tatsächlich eine altersbedingte, starke Verminderung der Hörfähigkeit fest, die nur noch mit einem Hörapparat behoben werden könne.

Und, was hat er gesagt, der Arzt? wollte Werner wissen, erkundigten sich Tochter und Sohn.

Man müsse operieren, sagte Paula, das sei die einzige Möglichkeit, sonst würde ich bald überhaupt nichts mehr hören.

Operieren? Aber ...

Was? fragte Paula.

Dann musst du ins Krankenhaus, und ich bin allein, sagte Werner.

Ja, so wird es sein, mit vierzehn Tagen Spitalaufenthalt müsse ich rechnen, hat der Arzt gesagt.

Ich werde mit dem Arzt reden, sagte Werner, du hast ihn bestimmt falsch verstanden.

Nein, wehrte sich Paula, das tust du nicht.

Zwei Tage später trat Werner triumphierend ins Zimmer, wo Paula gerade las, sagte: Du hast mich angelogen, der Arzt hat dir einen Hörapparat verordnet.

Es war furchtbar. Nun drangen wieder alle Geräusche in ihre Ohren und weiter hinein bis ins Gehirn. Die Lastwagen brüllten, die Autos und die Presslufthämmer lärmten, über ihrem Kopf dröhnten die Flugzeuge und – das Schrecklichste: Sie musste wieder ihren Mann anhören, verstand jedes seiner Worte, diese nichtssagenden Sätze und alle die Aufforderungen: Holst du noch Brot, hilf mir doch die Brille suchen, bestell eine Kiste Bier ... Nein, das war kein Leben mehr, das war die Hölle. Dass sie das beinahe vierzig Jahre lang ausgehalten hatte, blieb ihr ein Rätsel. Oder, musste sie sich eingestehen, du warst eben feige, hast alles erduldet, aus Rücksichtnahme und Angst.

Jetzt und diesmal wollte sie ihren Willen zeigen. Sie suchte sich heimlich in einer andern Stadt ein Zimmer und verschwand eines Tages aus der Wohnung, in der sie über ein halbes Leben verbracht hatte.

Als ihr Mann vom Wirtshaus nach Hause kam, lagen auf dem Küchentisch der Hörapparat und daneben ein Zettel. Darauf stand ein einziger Satz: Ich will mir dein Gewäsch nicht mehr anhören.